

btb

### Buch

Als Vesna Goldsworthy an Krebs erkrankt und um ihr Leben fürchten muß, schreibt sie für ihren kleinen Sohn ihre Geschichte auf. Ausgehend von dem Moment, als sie zur Zeit der Tschernobyl-Katastrophe Erdbeeren gegessen hat, ausgehend vom Keim der Krankheit in ihrem Körper, berichtet sie so amüsan und unterhaltsam wie eindringlich, von dem, was ihr widerfahren ist: vom Alltag in Jugoslawien, ihrer Journalistenkarriere, dem Leben in einem anderen Land, einem anderen Gesellschaftssystem.

»Eine kraftvolle Biografie!« *The Times*

### Autorin

Vesna Goldsworthy ist 1961 in Belgrad geboren, wo sie aufwuchs, studierte, als Radiomoderatorin arbeitete und ihre ersten Texte verfaßte. Im Jahr 1986 zog sie nach London, um Simon Goldsworthy zu heiraten, den sie zwei Jahre zuvor in Bulgarien kennen gelernt hatte. Sie arbeitete im Verlagswesen und für die BBC; heute unterrichtet sie an der Kingston University, wo sie das im Jahr 2003 von ihr gegründete Centre for Suburban Studies leitet.

Vesna Goldsworthy

# Heimweh nach Nirgendwo

Eine Lebensgeschichte

*Ergänzt um ein Nachwort  
zur Taschenbuchausgabe*

*Aus dem Englischen  
von Miriam Mandelkow*

btb

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel  
»Chernobyl Strawberries« bei Atlantic Books, London.



**Mixed Sources**  
Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

#### 1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2007, btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe Vesna Goldsworthy 2005

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Deuticke  
im Paul Zsolnay Verlag Wien 2005

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Dejan Ćorović

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73579-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Für Alexander*



Es ist so schwer, den Anfang zu finden. Oder besser:

Es ist schwer, am Anfang anzufangen.

Und nicht zu versuchen, weiter zurückzugehen.

*Ludwig Wittgenstein, Über Gewißheit*



## 1 Die Anfänge, alle

Ich habe Erdbeeren gegessen, Erdbeeren aus Tschernobyl. Jedes Frühjahr tragen die Winde aus der Ukraine Regen zu den Obstplantagen in den Bergen südwestlich von Belgrad. In der Stadt glänzen Bäume und Kopfsteinpflaster. Der Duft glühender Beeren – sattrot wie frische Wunden, warm wie Menschenblut – strömt durch die Straßen rund um den Marktplatz. Das Aroma dringt in die rostigen Straßenbahnwaggons, die sich um die alte Zuckerfabrik winden, und die Verheißung des Sommers überdeckt für eine Weile die vertrauten Gerüche nach Schweiß, Tabak, Maschinenöl und poliertem Holz.

Im Jahr 1986 – dem Jahr von Tschernobyl, dem Frühling vor dem Sommer meiner Übersiedlung nach England – wirkte ihr Geruch berauscher denn je. Ich war vierundzwanzig und von einer Liebe beseelt, vor der sich die Weltmeere teilen. Ich war dabei, mir nichts, dir nichts eine ganze Welt hinter mir zu lassen, um dieses Gefühl bis zum Ende auszukosten, wo immer, wann immer sich dieses Ende ereignen sollte. Ich hatte keine Wahl. Ich war ganz offensichtlich noch ein Kind: nicht etwa, weil es sich nicht gelohnt hätte, ans andere Ende des Kontinents zu ziehen (doch, doch!), sondern weil für mich damals die Liebe nur mit großer theatralischer Geste denkbar war. Wenn es um Herzensdinge ging, wenn der *faites-vos-jeux*-Moment gekommen war, mußte ich einfach alles auf eine Karte setzen. Sonst wäre mir womöglich der Mut abhanden gekommen.

Die Welt, die ich zurückließ und der ich mich nun aus einem Abstand von zwanzig Jahren und über tausend Meilen

erneut annähere, war die Jugoslawiens in den letzten Zuckungen des großen kommunistischen Experiments. Als Gesellschaftssystem scheinbar unbesiegt, hielt es doch nur ein halbes Leben lang. Jugoslawien existiert nicht mehr, nicht einmal als Name, aber wie in einer Art Rorschachtest sehe ich das Land der Südslawen noch immer auf jeder europäischen Landkarte. Es ist eine Vision, die mich in der Zeit festhält: Noch immer fügt mein Blick die Einzelteile zu einem Land auf einer salzigen Handbreit Balkan zusammen, noch immer nenne ich mich, ohne nachzudenken, Jugoslawin und meine Muttersprache Serbokroatisch, so als hätte mich mein Weggang auf paradoxe Weise der Möglichkeit beraubt loszulassen.

Die Form Jugoslawiens umreißt meine Kindheit wie eine fette Seidenraupe oder eine reife weiße Maulbeere im östlichen Winkel der Adria, doch ich neige nicht zu Heimweh oder Nostalgie. Ich bin jetzt Engländerin, und ich wüßte wirklich nicht, wie ich je nach Serbien zurückkehren sollte, das ohnehin nicht mehr der Ort ist, den ich verlassen habe, oder auch nur nach Belgrad, der einzigen Stadt in diesem Teil der Welt, zu der ich noch eine lebendige Verbindung habe. In dieser Stadt habe ich eine wunderbare Kindheit und Jugend in einer Reihe mehr oder weniger gemütlicher Häuser verlebt, die mit dem beruflichen Aufstieg meiner Eltern großzügiger wurden, und ärmlicher, als das Land in sein endgültiges Blutbad zu schlittern begann. Heute denke ich kaum mehr an die Straßen und Elternhäuser. Nichts erinnert mich an sie. Manchmal jedoch kehrt die Erinnerung ungebeten zurück.

Meine Geschichte ist keineswegs spektakulär. Ich war ein durchschnittliches, aufgewecktes Mädchen in einer durchschnittlichen, gutbürgerlichen Welt, den kommunistischen Genossen zum Trotz, mit ihren eigenen Regeln und Regularien. Ich gehorchte, wenn ich zu gehorchen hatte, und rebellierte in den richtigen Augenblicken. Oberflächlich betrachtet

findet sich wenig Bemerkenswertes in meiner Lebensgeschichte. Schwerlich könnte daraus *Erinnerung, sprich* oder *Der Archipel Gulag* werden. Ich war keine russische Dissidentin, ich habe noch nie eine Gefängniszelle von innen gesehen und bin nie meiner Überzeugungen wegen gefoltert worden. So gern ich es getan hätte, nie mußte ich irgendwelche Gedichte, ob meine oder fremde, auswendig lernen, um sie für künftige Generationen zu bewahren. Was noch am ehesten als Konflikt mit der kommunistischen Machtmaschinerie durchgeht, war eine erhitzte Auseinandersetzung mit jugoslawischen Zollbeamten über einige Schallplatten, die ich 1980, kurz nach meinem neunzehnten Geburtstag, aus Paris mitgebracht hatte; zwei uniformierte Grobiane drohten, mich mitten in einem slowenischen Wald aus dem Zug zu werfen, weil ich versucht hatte, westliche Konsumgüter ins Land zu schmuggeln. Es war eine leere Drohung, das angewandte Ritual eines autoritären Staats, eine Gebärde der Macht und Demütigung mit dem Ziel, ein verwöhntes Großstadtgö in seine Schranken zu weisen. Für George Brassens hält man keine Züge an, jedenfalls nicht in Jugoslawien.

Wie konnte etwas scheinbar so Stabiles so schnell zugrundegehen? Es enttäuscht mich regelrecht, daß die Genossen am Ende nicht beherzter gekämpft haben. Ich weiß, sie waren erschöpft, aber eigentlich schuldeten sie das all jenen unter uns, von denen sie so innig dämonisiert worden waren. Wie konnten sie es wagen, einfach ihre Sachen zu packen und in Ruhe ihre mit Jahreszahlen und Rechtfertigungen gespickten Memoiren zu Papier zu bringen? Wie konnten sie es wagen, so mühelos zu einem Haufen gemütlicher Opus mit schlechten Gebissen zu mutieren? Selbst diejenigen, die Menschen gefoltert und eingesperrt, die Elektroden an die Hoden erwachsener Männer geklemmt haben, tragen nun Pantoffeln mit Karomuster und schicken ihre Enkel auf westliche Universitäten. Die einstigen Opfer wirken derweil ein klein bißchen ver-

rückt und ganz gewiß weniger nett, weniger umgänglich, weniger ausgeglichen, als hätten sie es sich in gewisser Weise selbst zuzuschreiben. Kann es denn tatsächlich sein, daß ich in einer Welt hinter dem Spiegel aufgewachsen bin, die nicht mehr Substanz besaß als die gemalte Kulisse auf einer Theaterbühne?

In meinem Geburtsjahr, 1961, wohnte die sechsköpfige Großfamilie – Mutter, Vater, Großmutter, Großvater, Urgroßmutter und das Baby (ich) – in zwei Erdgeschoßzimmern ohne Toilette, mit Wasserhahn am Gartentor. Die Armut war gleichzeitig die des Landes und unsere allein. Wir wurden immer wieder durch äußere Umstände zurückgeworfen, aber auch durch unsere fehlende Bereitschaft, uns anzupassen, bis wir es doch noch und dann allzu gründlich lernten, auf Autopilot schalteten, auf Überzeugungen verzichteten. Erst dann stellten sich Erfolge ein. Als ich zwölf war, wohnten wir in einem riesigen Haus mit ungefähr vier Zimmern und einer Toilette pro Person (inzwischen waren wir zu fünf: plus ein Kind minus Großvater und Urgroßmutter). Das eine oder andere hatten wir wohl gelernt.

Das Neue Haus stand, weiß und unübersehbar, am Hang eines Belgrader Hügels, als Zeugnis der elterlichen Energie und ihrer Bereitschaft zum Verzicht, umgeben von Kiefern-schößlingen, die einen üppigen Garten für die Enkelkinder verhiessen. Ich spielte in den für das Fundament ausgehobenen Gräben Verstecken und schrieb, als die Wände hochgezogen wurden, heimlich meinen Namen in den nassen, lachsrosa Gips.

In den achtziger Jahren ging es mit Jugoslawien – und den meisten seiner Bewohner – ökonomisch bergab. Wir konnten es uns nicht mehr leisten, so ein riesiges Haus zu beheizen, und selbst wenn: Man konnte nirgendwo in der Stadt Öl kaufen, und aufgrund der Energieknappheit gab es nur jeden

zweiten Tag Strom. Unsere einstigen Kumpels vom Internationalen Währungsfonds setzten die Daumenschrauben bei den Genossen an, die wiederum uns zusetzten, wobei sie sich fortwährend neue verwickelte Strategien zurechtlegten, um zur Tilgung der Auslandsschulden Geld einzutreiben. Autos mit geraden Kennzeichen durften nicht an geraden Tagen fahren, ungerade Kennzeichen nicht an ungeraden Tagen; Belgrad wurde in Zonen aufgeteilt, die einem komplizierten Turnus gemäß, der jeden Morgen im Lokalradio verkündet wurde, keinen Strom hatten; Damenbinden wurden einem Plan gemäß, der in der Tageszeitung veröffentlicht wurde, an speziellen Wochentagen in speziellen Apotheken verkauft; Geschäfte gaben keine Einkaufstüten mehr aus, also mußte man immer eine dabei haben für den Fall, daß man etwas einkaufte; Arztpraxen waren knapp an Latexhandschuhen, also mußte man ein Paar mitbringen, wenn man untersucht werden wollte. Nichts Großes, nichts Schlimmes, nichts Erwähnenswertes, nur eine Reihe läppischer Ausfälle, die uns alle daran gemahnten, daß Jugoslawien nicht länger das goldene Kind des Westens war, nicht länger das süßeste unter den Ostbabys. Neue Sprößlinge wollten versorgt werden, dürr und ausgehungert von der sowjetischen Diät, die den Zitzen ihre rosa Babyschnuten entgegenstreckten und ebenso lieblich gurten.

Inzwischen ist mir klar, daß unsere Familie mit unseren Behausungen nie ganz in Einklang stand, und das erscheint mir der Kern der osteuropäischen Befindlichkeit. Das im kurzlebigen goldenen Zeitalter des jugoslawischen Sozialismus erbaute Neue Haus war mehr eine Idee als ein Gebäude aus Backstein und Mörtel. Wie ein Mausoleum verkörperte es – im wörtlichen Sinne – den elterlichen Traum von einer Großfamilie, von Generationen, die sich mehren und bleiben, eine mediterrane Hybris, die der Geschichte des Balkans, der fortwährenden Entwurzelung spottete. Es schmerzt, daran zu

denken. Nicht eine Sekunde hatte ich erwogen, ihre Sehnsucht zu erfüllen, fortzufahren – beziehungsweise zu bleiben – und mich zu mehren. Ich hing der westlichen Vorstellung an, daß meine Verantwortung zuallererst meinem eigenen Glück gelte. Dieser Annahme entrichtete ich hin und wieder einen Obolus an Schuldgefühl. Von allen Sprachen, die ich beherrsche, ist Schuld diejenige, die meine Erinnerung am besten spricht.

In den sechziger und siebziger Jahren war meine Mutter Leiterin der Finanzabteilung der Belgrader Verkehrsbetriebe, und mein Vater arbeitete als Dechiffrierer für den Generalstab der Jugoslawischen Volksarmee. Meine kleine Schwester war – nun, meine kleine Schwester eben. Die Tätigkeiten meiner Eltern mögen sich gewichtig anhören, aber sie waren ein ganz normales Paar, echte Yuppies des Sechzigerbooms, denen vor allem die Erziehung ihrer beiden Töchter am Herzen lag und alles, was damit zu tun hatte, von Französisch- und Klavierstunden (Yuppies, wie gesagt) bis zu Sommerferien an der Küste und Winterurlaub in den Bergen. Binnen drei Generationen hatte sich meine Familie von Schafhirten zu Skifahrern entwickelt. Das hatte nichts mit der sozialistischen Transformation der Arbeiterklassen zu tun und dafür alles mit der Erkenntnis meiner Großeltern, daß einem nur das, was man im Kopf hat, nicht genommen werden kann. Der Druck war so gewaltig, dieselbe sprunghafte Entwicklung hätten wir auf dem Mond vollzogen.

Die Arbeit meiner Mutter war mit unendlichen Überstunden verbunden, und nach Feierabend war sie mit Fahrpreisänderungen oder den Folgen von Zonenverschiebungen derart beschäftigt, daß sie von nichts anderem redete, bis selbst meine Großmutter und ich die Probleme recht kenntnisreich erörtern konnten. Der Auftrag meines Vaters war so geheim, daß ich erst mit knapp zwanzig überhaupt eine Ahnung da-

von bekam, womit er sich eigentlich beschäftigte. Er arbeitete in einem Raum voller schrankgroßer Computer, die, so weiß ich heute, zusammengenommen weniger Speicherkapazität besaßen als eine mittelmäßige Playstation. Bis man zu ihm ins Büro vordrang, mußte man diverse Sicherheitskontrollen durchlaufen und an ernsten Männern in Khakiuniformen vorbeidefilieren, durch die endlosen Korridore eines abweisenden Gebäudes, das die NATO 1999 in Schutt und Asche legte. Meine Jungs zertrümmerten Daddys Büro. Sind der väterlichen Vergebung Grenzen gesetzt?

Verglichen mit der Welt meiner Großeltern, die es alle vier zustandebrachten, in einer Reihe unterschiedlicher Königreiche und Herrschaftsgebiete zu leben und zu sterben, ohne je ihr Zuhause zu verlassen, und dabei eine unfreiwillige Beschlagenheit in der feinen Unterscheidung zwischen Kriegsgefangenenlagern, Arbeitslagern, Konzentrations- und Vernichtungslagern erwarben, wirkte mein Leben so einförmig und gefestigt, als wäre es einem bürgerlichen Theaterstück des neunzehnten Jahrhunderts entsprungen. Ich ging zur Schule, machte meine Hausaufgaben, ich las, spielte und sammelte Bilder von Filmstars und Basketballspielern. Vladimir Vysotsky und Robert Redford waren meine Lieblinge. Den Kalifornier mochte ich noch ein bißchen lieber als den Moskauer, wenn auch nicht uneingeschränkt, was möglicherweise tief blicken läßt, oder auch nicht. Der Moskauer war lebensmüde, der Kalifornier selbstverliebt.

Schon als Zehnjährige fühlte ich mich von solchen Extremen der Männlichkeit angezogen, so daß es praktisch unmöglich war, sich einen *Prince Charming* vorzustellen, der all diese Sehnsüchte bündelte. Die Suche nach dem selbstzerstörerischen Draufgänger mit fester Arbeitsstelle, der eine Familie ernährte und ganz bestimmt niemals schlug oder betrug, war bald eingeläutet. Ich machte mich schick, ging tanzen oder auf Konzerte, verliebte und entliebte mich regelmäßig,

ließ mein Haar wachsen und schnitt es wieder ab. Die Welt bewegte sich kaum. Ich wartete darauf, daß mein Leben endlich begann. Eigentlich hatte ich gar keine festen Überzeugungen, doch glaubte ich – aus Gründen, die sich mir nicht auch nur annähernd erschließen – an die hohe Macht der Liebe. Dies, Genossen, ist das wahre Opium für das Volk: der Glaube, daß einzig das Schicksal und nicht wir selbst für unser Glück verantwortlich sei; der hartnäckige Glaube, daß die Liebe alles bewältige. Diesen Glauben abzuschütteln dauert ein ganzes Leben. Auch im Westen geht man mit ihm hausieren, er ist ein überaus nützlicher Zeitvertreib.

Meine Familie wohnte die vergangenen neunzig Jahre fast ununterbrochen im Belgrader Vorort Zarkovo, an der Endstation einer Straßenbahnlinie. Einst ein hübsches Dorf am Rande der Stadt, wuchs es allmählich zu einer tristen sozialistischen Trabantenstadt heran, einem Legoland aus häßlichen Wohnkomplexen voller serbischer Flüchtlinge aus Bosnien und Kroatien. Die einzigen ansehnlichen Bauten waren alte Bauernhäuser, von denen ein paar stehen geblieben waren, eine alte türkische Gastwirtschaft, die eine einsame Konditorei beherbergte, und ein, zwei Fabrikgebäude aus der Vorkriegszeit im Stil der europäischen Moderne. Mit ihren zerborstenen Fensterscheiben und rostigen Toren sahen sie verfallen und verlassen aus, wären da nicht die Finger aus süßem grauen Rauch gewesen, die aus den hohen Schornsteinen in den wechselhaften Himmel wiesen.

Meine Großmutter väterlicherseits hatte einmal eine Zuckerrübenplantage betrieben, die den Rohstoff für die ortsansässige Zuckerfabrik lieferte. In ihren Räumen residiert nun ein experimentelles Theater. Führenweise komische Kadaver, dralle weiße, mit Erde besprenkelte Körper zockelten von unserem Land zu den Überschwemmungsgebieten der Save kurz vor ihrem Zusammenfluß mit der Donau, zum

trostlosen Fabrikhof mit der gezackten Dachverkleidung, unter der die ganzen Herbstmonate hindurch Melasse brühte und brodelte. Mein Großvater arbeitete in einem Steinbruch, der das Material für Häuser und Gräber in diesem Teil der Stadt lieferte. Die Häuser wie die Gräber wurden von kürzlich zugezogenen, enteigneten Bauern bewohnt und – in kleinen Häusern mit tiefen, hinter Gärten und weinbewachsenen Pergolas verborgenen Veranden – von den wenigen Menschen, die sich von Berufs wegen um sie zu kümmern hatten: dem Priester, dem Lehrer, dem Arzt, dem Schmalspuradvokaten (Testamente und Grundstücksdispute).

Auf dem Friedhof am Rande des Dorfes, das heute von einer vierspurigen Autobahn durchzogen wird, war 1962 der Name meines Großvaters – Petar Bjelogrić – rechts von der Mitte in einen schwarzen Marmorstein graviert worden und blieb bis 1990, bis der Name meiner Großmutter die himmlische Symmetrie wiederherstellte, sich selbst überlassen. Petar starb mit achtundsechzig Jahren. Meine Großmutter Zorka, vierzehn Jahre jünger als er, war achtundzwanzig Jahre lang Witwe. Das kurz nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommene Foto meines Großvaters in dem ovalen Porzellanrahmen zeigt einen melancholischen, gutaussehenden Mann mittleren Alters mit grauen Augen und einem an den Spitzen gewirbelten blonden Schnurrbart. Er sieht aus wie ein Dandy wider Willen, unbehaglich in seinem steifen Kragen und der schmalen schwarzen Krawatte. Neben ihm, auf einem Foto aus den siebziger Jahren, blickt meine Großmutter mit ihren tiefschwarzen Augen direkt in die Kamera, das weiße Haar zu einem ordentlichen Knoten im Nacken geschlungen, den Anflug eines Lächelns auf den Lippen. Sie trägt noch immer ihre Trauerkleidung und könnte beinahe seine Mutter sein. Man erinnert sich unser auf ewig in dem Alter, in dem wir sterben, doch anhand dieser beiden diskrepanten Gedenkbilder kann man sich nur schwerlich vorstellen, was für ein

Paar sie gewesen sein mochten. An Zorka erinnere ich mich gut. An Petar überhaupt nicht.

Er war ein aufgeweckter serbischer Junge aus der Herzegowina, der während des Ersten Weltkriegs gegen seinen Willen in die österreichisch-ungarische Armee eingezogen wurde. Nach dem Waffenstillstand strandeten sie zu Hunderten in zerschlissenen Uniformen in Belgrad, Sieger dank ihrer Nationalität, Verlierer dank ihrer Armut und in jeder anderen Hinsicht. Petar begann als Kofferträger unter den neobarocken Bögen des Hauptbahnhofs und erlitt fürchterliche Heimwehattacken, die er in der Gesellschaft seiner Landsleute zu lindern suchte. In jedem Arbeitervorort von Belgrad gab es Dutzende solcher jungen Männer, die es vom kargen Hochland der Herzegowina hierher verschlagen hatte. Als Untertan des osmanischen Sultans im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts geboren, starb Großvater als Bürger der sozialistischen Republik Jugoslawien. Zwischen dem Halbmond des Islam und Hammer und Sichel des Kommunismus änderte sich sein Leben nur wenig. Er blieb verarmt, von langer harter Arbeit verhärtet, niemals ganz zu Hause.

Erst mit Ende dreißig entschloß er sich zu heiraten. Seine Auserwählte, meine Großmutter väterlicherseits, war Montenegrinerin, eine stürmische kleine Wespe von der besten Sorte, die die südlichen Berge zu bieten hatten. Väterlicherseits waren ihre Leute über Generationen Grenzpioniere und Krieger gewesen, mütterlicherseits stammte sie vom Njegos-Clan ab, der herrschenden Sippe des theokratischen Montenegro, die eine Reihe zölibatärer Fürstbischöfe stellte, Europas rabiate Alternative zum Dalai Lama. Die Gene der Mütter dieser großgewachsenen, dunkelhaarigen, bärtigen orthodoxen Prälaten mit ihren großen Silberkreuzen um den Hals und die jener Prinzen mit pelzbesetzten Silbergewehrkolben schwimmen in meinem Genpool. Für Zorka war Petar ein ausgesprochener Akt der Rebellion. *Plus ça change ...*

Zorkas Vater bekam von Prinz Nikola von Montenegro als Belohnung für Tapferkeit in den Türkenkriegen ein Stück Land bei der Stadt Niksic. Nach einer Verwundung beider Beine bewegungsunfähig auf dem Schlachtfeld liegend, biß Großvater einem türkischen Soldaten die Kehle durch, als dieser versuchte, ihm für seine Trophäensammlung die Nase abzuschneiden, und wurde im montenegrinischen Äquivalent einer Depesche gebührend erwähnt. Sein Sohn wiederum empfing mehrere Felder fruchtbarer, schwarzer Erde an der ungarischen Grenze als Belohnung für Kampfgeist im Ersten Weltkrieg. In der Familie meiner Großmutter werden verschiedene Ländereien noch immer nach den ihnen zuzuschreibenden Kriegen und Wunden gekennzeichnet. Die Trophäen waren blutig erkaufte. Die Besiedlung von Grenzland wurde stets mit einem Pfund Fleisch bezahlt.

Zorka rückte näher ins Zentrum der Ereignisse, als sie in die Ehe einwilligte und sich inmitten der schwersten Not der Weltwirtschaftskrise in unserem Belgrader Vorort niederließ. Das junge Paar arbeitete schwer, kaufte Landparzellen, Franz-Joseph- und Napoleon-Dukaten. Letztere erwiesen sich als die solidere Investition. In den frühen Vierzigern wurden sie in die Säume langer Mäntel eingenäht und gegen Lebensmittel und *laissez-passers* bis an die Ostsee im Norden und die Ukraine im Osten eingetauscht. Nach dem Krieg wurden die Landparzellen von den Kommunisten beschlagnahmt und gegen Schubladen füllende, gewichtig aussehende Verstaatlichungszertifikate eingetauscht. Durch meine Familiengeschichte habe ich das eine oder andere über Besitz gelernt. Sollten Sie je die Wahl haben zwischen Dukaten und Land auf dem Balkan, nehmen Sie die Dukaten. Genaugenommen, nehmen Sie die Dukaten und suchen Sie das Weite.

All das passierte nach *diesem* Krieg: So nannte meine Großmutter den Zweiten Weltkrieg. Sie starb 1990; zu dieser Zeit sprach sie vom bevorstehenden *neuerlichen* Krieg. Wir versuch-

ten gar nicht erst, die vielen verschiedenen Kriege auseinanderzuhalten, die das Leben unserer Vorfahren in Abschnitte zu unterteilen schienen, kaum lang genug, um ein männliches Kind von den Windeln bis zu seiner Einberufung zu begleiten. Dieser Krieg, den Großmama auch den »deutschen« Krieg nannte, endete mit der Herrschaft der Kommunisten im Jahre 1945. Davor kamen der »österreichische« Krieg (*jener* Krieg 1914, in dem wir auf beiden Seiten gekämpft hatten: Großvaters Sippe für die Dukatenherrscher von Kakanien, Großmutter für die Parzellenkönige von Serbien), dann ein oder zwei *montenegrinische* Kriege, die Großmamas früheste Erinnerungen an diese Welt prägten. Noch früher – vor ihrer Geburt – gab es die vielen *Türkenkriege* des neunzehnten Jahrhunderts, die den vierhundert Jahren Kadis und Paschas von Stambul den Garaus machten. Sie bevölkern heute die *Sevdah*-Lieder, den *Balkan-Fado*, den *Soul*, den mein Vater so schön sang, wobei seine Stimme die für uns kaum verständlichen wehmütigen Worte tremolierte:

In der Stadt Istanbul am Bosphorus  
liegt der Pascha im Sterben,  
die Seele haucht den letzten Atem,  
der Leib ersehnt die schwarze Erde,  
Allah, il'Allah, Selam Aleikum!

Jeder dieser Kriege hätte als Anfang meiner Geschichte herhalten können. Doch obwohl ich einem Volk angehöre, das die Geschichte lebt, das bei mittelalterlichen Fehden verweilt, als tobten sie noch immer, bezwinde ich mich und fahre fort. Zunächst jedenfalls. Ich wurde am ersten Tag des Juli 1961 geboren, obwohl ich mich nicht daran erinnere. Den Tag habe ich mit Diana Spencer gemeinsam. Sechsunddreißig Jahre später fand ich mich nach zahllosen Berufswechseln in der Frühschicht des BBC World Service wieder, wo ich serbischen

Hörern Dianas Tod zu verkünden hatte, Hörern, denen dieses Ereignis höchstwahrscheinlich herzlich egal war. Zu den wenigen, die überhaupt daran Anteil nahmen, gehörte ein Cousin, der mir am Telefon vorhielt, unangemessen traurig geklungen zu haben, denn – schließlich – sei die Prinzessin nicht wie eine Mutter zweier erwachsener Söhne gestorben, sondern wie eine *midinette*, ein Pariser Flittchen mitten in der Nacht unter einer Brücke in den Armen eines ägyptischen Millionärs. Welch würdeloser Tod, fuhr er fort, wie würdelos! (Wo ich herkomme, hat man jeden Tag so zu leben, als wäre es der letzte – nicht in irgendeinem hedonistischen Sinne, sondern im größtmöglichen Bemühen, alles zu vermeiden, was im Falle eines jähen Todes die Familie kompromittieren könnte.) Dianas Tod sollte mir also eine Lehre sein. Mehr als tausend Meilen entfernt wachte ein Clan dereinst würdig Scheidender über mich, und ein wenig Zurückhaltung war ja wohl das mindeste, was man von mir erwarten konnte.

Noch eine früh Verstorbene, mit der ich das Geburtsdatum teile, war Kalpana Chawla, die schöne indische Astronautin, die beim Unglück der Raumfähre Columbia starb, an dem Tag, als ich erfuhr, daß ich Krebs habe, im Februar 2003. Zahlenzufälle könnten poetische Eingebungen unseres autistischen Gottes sein: Beifall ist geboten. Ehrlich gesagt fühle ich mich Kalpana gegenüber ein bißchen schuldig, so als hätte ich an ihrem Tod geringfügig mitgewirkt, denn ich ging vom Charing Cross Hospital nach Hause, und halb erwartete, halb ersehnte ich eine größere Katastrophe, die die meine auslöschen würde, obwohl es ganz und gar nicht danach aussah. Die Jungen von der St. Paul's School ruderten durch einen grauen Nieselregen, der eigentlich nur ein Nebel war, Lieferwagen schlängelten sich durch die Chiswick Mall, und der süße Hefegeruch von der Fuller-Brauerei erfüllte die Winterluft. Mein Mann war bei der Arbeit, mein Sohn im Kindergarten, Gott auf seinem Thron irgendwo da oben über uns allen.

Eine von uns war sechs Jahre zuvor gestorben, die zweite starb mit einem Knall, und die dritte stand am Beginn ihres (möglicherweise) würdevollen schleichenden Niedergangs. Der Unterschied war vielleicht von Anfang an zu erkennen gewesen. Diana, Kalpana und Vesna hatten ihre Reise wie die drei Parzen Clotho, Lachesis und Atropos am selben Tag begonnen, unter Sternen, die kurzlebige Astronautenprinzessinnen zu begünstigen schienen. Doch allein die arme alte Atropos, die im Zeichen des Krebses geboren war und nun ihre Tage in Haarbüscheln zählt, ist noch da, um Zeugnis abzulegen.

Am 1. Juli 1961, meinem nullten Geburtstag, war Belgrad brüllend heiß und mein Vater draußen auf der Zigeunerinsel, wo die Stimmen der Schwimmer hoch über den Fluß getragen wurden und Störche und Fischer im Hitzeflimmer über der haselnußbraunen Wasseroberfläche schimmerten. Meine Mutter putzte gerade die Fenster unseres Häuschens, als der Schmerz sie traf. Man erwartete mich erst in gut einem Monat. Ich war eine Frühgeburt und wog weniger als ein Brotlaib. Niemand rechnete damit, daß ich die ersten Monate überleben würde. Einige davon verbrachte ich im Brutkasten, während die Verwandten meine Mutter trösteten, sie sei jung und habe genug Zeit, noch viele weitere Kinder zu gebären, Söhne wie Töchter. Sie hatte den Bus ins Krankenhaus genommen, ohne zu wissen, daß die Wehen eingesetzt hatten. Als ich an der Reihe war, ging ich zu Fuß von *unserem* Häuschen zum Queen Charlotte Hospital in West London und gebar um vier Uhr morgens unter der Obacht blinzelnder Straßenlaternen. Offensichtlich sind wir aus solchem Holz geschnitzt. Was kann dieser kleine Krebs, dieser Tumortschitsch, mir nun noch anhaben? Erinnern Sie sich an die Erdbeeren? Ein Pfund Zucker auf ein Pfund Obst und sonst nichts: Das ist das Rezept.